

„Womit, wenn ich fragen darf? Noch bin ich hier allein der Herr, und wenn du dich nicht meinem Willen fühlst, sind wir geschiedene Leute.“

„Ich kam es nicht, Vater, du forderst Unmögliches“ sagte Ernst mit bebender Stimme und veruchte dem Vater bittend in das erregte Gesicht zu sehen. Auch der Kommerzienrath schlug noch einmal einen milderen Ton an.

„Höre auf meine väterlichen Ermahnungen,“ bat er eindringlich, „und gib das Mädchen auf, du rennst sonst in dein Verderben. Was willst du mit leeren Händen anfangen?“

„Arbeiten.“

Der Vater lachte höhniisch auf. „Das sollte dir schwer werden, du hast bisher den großen Herrn gespielt.“

„Ich werde es dir beweisen, daß es mir weder an festem Willen, noch an Kraft gebricht, mich selbst durch die Welt zu schlagen.“

„Daß du ein Narr bist und überpaunte Selbstbeglückungs- über, mit denen man keinen Hund hinter dem Faden hervorlockt, um Kopfe haßt, habe ich immer gewußt,“ brach jetzt der Alte los, „die Sache paßt mir aber in meinen Kram, und da ich den Damm an dem Geldbeutel habe, und du mir nicht viel Schaden anrichten konntest, ließ ich dich gewähren. Für einen so großen Narren hätte ich dich denn aber doch nicht gehalten, daß du gegen dich selbst wüthest und mit sehenden Augen in dein Verderben rennst.“

„Ich kam nicht anders, Vater. Mein Wort löse ich ein, und mag darüber alles zerbrechen.“

„Wohlan so höre auch du jetzt mein letztes Wort, wenn du auf deiner Dummheit beharrst, so ist es aus zwischen uns.“

„Ich kam nicht anders.“

„Nun gut, dann geh, alberner Tross, und stoß dir die Hörner ab, ich habe nichts dagegen; aber hörst du, von mir bekommst du nicht einen Pfennig. Wir haben von heute an nichts mehr mit einander zu schaffen.“ Er wandte dem Sohne den Rücken und machte sich zum Gehen, daß er die Unterredung für beendet halte, an seinem Schreibtisch zu schaffen.

Ernst stand noch eine Minute, als hätte er es nicht fassen, daß sein Vater ihn gehen heiße, wie er den ersten besten Arbeiter, der seine Unglücksrichtung erregt hatte, entlassen haben würde, als aber der Kommerzienrath keine Miene machte, das Gespräch von neuem aufzunehmen, drehte der Sohn sich um und machte einige Schritte gegen die Thür.

Ehe er dieselbe erreicht hatte, ward sie von draußen aufgerissen und herein stürzte mit allen Zeichen der Erregung Frits Hellmuth, des Kommerzienraths jüngerer Sohn. Er trat nach der neuesten Mode gekleidet, Bart und Haar sorgfältig gestutzt und geträufelt, so daß er in seiner äußeren Er-

scheinung schon sich auffällig von dem sehr sauber und gefällig, aber ganz sächlich gekleideten älteren Bruder unterscheidet.

Beide waren von ziemlich gleicher Größe, hatten beinahe die gleiche graublasse Haarfarbe, den gleichen Gesichtsschnitt und das grüngaue helle Auge, und doch, welche Verschiedenheit zwischen den regelmäßigen, aber verlebten Zügen des Jüngeren und dem festen, männlichen Ausdruck, den Ernst's intelligentes Gesicht trug, zwischen dem bald listigen, bald faunischen Lächeln, das um Frits's Lippen zuckte, und dem lauernden, verschleierte Blick seiner Augen und der treuen, festen Seele, die aus den ehrlichen Augen des Älteren leuchtete!

Frits Hellmuth's sonst bleiche Wangen waren vor Erregung geröthet: den Hut hatte er vom Kopfe genommen und beim Eintritt auf einen Stuhl geschleudert, das Spazierstöckchen mit dem kleinen goldenen Kneip hatte er in der Hand behalten und schob damit in der Luft umher. „Vater, Ernst!“ rief er beinahe athemlos, „habt ihr schon das Neueste gehört?“

„Wenn deine Neugierde der Vanerott von Wunder und Wendischer und der Selbstmord von Wendischer ist, so kommst du damit zu spät, das ist soeben zwischen uns abgehandelt worden,“ entgegnete der Kommerzienrath lächelnd, indem er sich von seinem Pulve herumwandte.

„Wunder soll sich auch ins Wasser gestürzt haben, man hat seinen Hut und Ueberzieher unweit Wagdeburg am Rande der Elbe gefunden,“ berichtete Frits; „die halbe Stadt soll um Geld kommen; die Betrogenen stürmen beinahe das Geschäftslokal in der Kronenstraße.“

„Wird ihnen wenig helfen,“ sagte der Kommerzienrath; „sie haben das Nachsehen. Mein Schwager Wichmann hat auch sein und seiner Frau Vermögen verloren und vor Schreck darüber hat ihn der Schlag gerührt. Ich habe ihn öfter gewarnt, er wollte aber nicht hören.“

Ein Ausruf des Schreckens entfuhr Ernst bei dieser unerwarteten Nachricht. Frits sagte gleichmüthig: „Es ist ein Stambal, und dabei gestern noch das luxuriöse Fest, wo der Champagner in Strömen floß. Groß kam sich gratulieren, daß die Verlobung und nicht die Hochzeit gefeiert worden ist; nun kann er noch zurück.“

„Er wäre ein Schurke, wenn er Irma verließ,“ entfuhr es Ernst, obwohl er sich nicht an dem Gespräch beteiligen wollte.

„Ich möchte den Narren sehen, der jetzt noch eine Tochter des banterotten Wendischer heirathet,“ lachte Frits.

„Ein solcher Narr steht vor dir,“ versetzte der Kommerzienrath grimmig; „dein Bruder Ernst beabsichtigt, eine solche Tollheit zu begehen.“

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

Das Christenthum in Japan. Einem soeben im Reich des Mikado veröffentlichten Ausweise zufolge giebt es im japanischen Parlamente 13 Abgeordnete, welche sich zum Christenthum bekehrt und die Taufe empfangen haben. Wie eine japanische Zeitung bemerkt, würden sich in Japan, wenn man diesen Satz als Durchschnittpunkt auf das ganze Reich anwenden dürfte, ein und eine halbe Million getaufte Christen finden. Von einem anderen Gesichtspunkte aus erregen diese Zahlen noch größeres Interesse. Wäher hatte allgemein die Ansicht geherrscht, daß die christliche Propaganda wohl etwas Erfolg bei den unteren Klassen der Bevölkerung erzielte, dagegen ganz ausichtslos bei den höheren Ständen sei. Dieser Annahme widerpricht die Zahl der christlichen Abgeordneten im Parlamente, aus welcher hervorgeht, daß wenn der Prozentsatz der Christen in Japan auch nicht 27 zu je 10,000 übersteigt, es in der That, aus welcher die Parlamentsabgeordneten hervorgehen, 483 zu je 10,000 beträgt.

Das Uebel der „schönen Müllerin“. In Berlin starb vor wenigen Tagen im 82. Lebensjahre Frau Hedwig von Olfers, geb. von Stagemann, das Uebel der „schönen Müllerin“. Ueber die Entstehung der Müllerleber berichtet Max Friedländer's Supplement zur kritischen Schaubert-Ausgabe (Leipzig, Edition Peters) folgendes: Zur Gasse des Geh. Staatsrats von Stagemann in Berlin — des Dichters der Dreißigjährigen — hatte sich um die Frau des Hauses und die jugendliche Tochter ein Kreis von Talenten gebildet, der einander dichterische Aufgaben stellte. In ihnen gehörte der kaum 20jährige, schnell berühmte gewordene Wilhelm Müller. Man wählte etmal das Thema:

Rose, die Müllerin — wofl in Anlehnung an la bella Molinar, die vielbeliebte Oper Raffaello — und gab damit dem Dichter-kreie eine Art dramatischer, durch eine Kette von Liebern zu lösender Aufgaben. Rose, die schöne Müllerin, wird von dem Müller, dem Gärtnerknaben und dem Jäger geliebt; leichten, fröhlichen Verzens giebt sie dem Jäger den Vorzug, nicht ohne den Müller begünstigt und zu Hoffnungen anregt zu haben. Die Rollen wurden nun in dem Kreise vertheilt. Die geistvolle Tochter des Hauses, die mit einem glänzlichen Dichtungs-talent begabt war, übernahm die Müllerin. Wilhelm Müller mußte festes Namens wegen den Müller vertreten, Wilhelm Senke, der spätere Gatte Franz Mendelssohn-Bartholdys, den Jäger; andere, minder bedeutende Aufgaben waren an Andere vertheilt. Das genaue Verhältnis der Beiden untereinander war im Voraus angegeben. Das Spiel gewann bald großen Reiz, und der Müller, der das Ganze zusammenfugte, war Subwig Berger, der musikalische Genosse des Kreises. Dieser scheint das Talent Wilhelm Müllers schnell erkannt zu haben. Er bat ihn, den fertigen Liedern des Müllerbüschens einige verknüpfende, vermittelnde Gedichte beizufügen und dadurch ein einheitliches Ganzes zu schaffen. Der Dichter war bereit und willig, und so ward Berger Anlaß für Müller, das Thema in so vielfältigen Variationen zu bearbeiten, daß später ein ganzes Heberbuch daraus entstand, jene erste Form der Müllerleber hat sich aber zugleich mit den Gedichten Hedwig's (Frau v. Olfers) und der übrigen Genossen des Dichterkreises vor kurzer Zeit (1891) gefunden. Franz Schubert, durch dessen Wesen die Müllerleber erst in die höchste Kunstphäre gehoben wurden, hat den Dichter der Lieber persönlich nicht gekannt.

Die die Redaction verantwortl.: Hermann Jordan in Halle. Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 302. Halle a. S., Donnerstag den 24. Dezember 1891.

Ein Christgeschenk.

Von Frida Schanz.

„Geh, Weibster, geh!“

„Was giebt es denn, mein Töubchen?“

„Weiß draußen, böser Mann!“

„Ich muß hinein! — Du flimmerst ja von lauter Goldesstäubchen! Herz, — treibst du etwa Weihnachtstänkelet'n? Wirkt du denn niemals Aug?“

„Mit Schelmenniene Stehst sie vor ihm, der See in Märchen gleich.“

„Du weißt, das Zeug ist mir verhasst, Regine —“

„Und mir ist es so lieb!“ versetzt sie weich.

„Der alte Streit!“

„Ein bißchen Schmutz zum Feste! — Dem Feste der Sorge, der Phantasterei!“

„Ernst, Lieb, verstanden wir uns doch aufs Beste!“ —

„Geh!“ — „Nehmer, theurer Thor, — das ist vortheil!“

„Was siehst du denn nicht freudig dahnemwegen!“

„Nun aber machst das Kind schon unbewußt Wit klugem Blick um seinen Christgeschenke!“

„Stich, — ihm zuleib gönne! — die Weihnachtstänke!“

„Mein!“ sprach der Mann. Und aus dem Lampenschimmer Bog er die schlanke, goldbestäubte See

Wit treuem Arm ins kleine Nebenzimmer.

„Sei nicht betrübt, Herz, — wenn ich Thränen seh, Geräch am Ende mein Vringip ins Schwantel!“

„Das soll nicht sein. Kling's noch so unerhört, Ich mag ihn nicht, den seinen Christgebanten, Der mächtig-übermächtig auch bestört!“

„Ich mag's nicht, dieses Opfer und Besüden, Des ganzen, himmelhohen Ueberzhangs, Dies Niederbau'n von festem Entzücken, Dies Engelgeschänken, — einen Abend lang; Ich mag's nicht, — just nicht um des Kindes willen, O Gott — ich fenne dieses Lebens Werth!“

„Ne wird's die sehende Erwartung sein, Die ihr die jungen Seelen lassen lehr!“

„Das Menschenherz läßt sich so leicht bereden, Das Wunder wird ihm möglich und vertraut; In jeder Hoffnung siehst's ein hohes Oben! Und weh dem, weh dem, der auf Hoffnung baut! Wir brauchen Kraft zu dieses Daisens Lasten, Hastlos und rüftig ist die Gegenwart, Sie fragt nicht viel nach Dichtern und Phantasten, Sie will den Menschen fest und klug und hart.“

„Stich, Stich, ich hab' in meiner Jugend Morgen Auch trunken vor dem Weihnachtstänkelet; Und trotz der Eltern Noth, des Hauses Sorgen War jedes Christfest wie ein Jubelstieb.“

„Die Mutter sparte sich das Brod vom Munde, Der Vater lag und schrieb manch' lange Nacht; Desfür umwoh die Weihnachtstänkeletstunde Das ganze Himmels goldne Wundernacht. Da biest denn in den träumerischen Herzen Zu viel zurück. — Die ganze Zukunft stand Im Sonnenglanz von tausend Weihnachtsternen. Wie gläubend hoffte man! Wie mühsam fand Man sich zurecht im wahren, hohen Leben! Kein Stern des Himmels schien zu hoch und weit, Das Wunderbarste sollte sich begeben, Und möglich schien es die Unmöglichkeit!“

„Dann gab's ein schweres, bitterliches Grümen Ob dieses Lebens erstem Nachtgebod! Undenkbar schien es uns, fürlich zu nehmen Was eines engen Daisens Drang und Noth. Ich glaubte an der Kindheit Traumverprechen, Wie sich die Jugend ungehörnt entfemte, Wir mußten tausendmal die Schwämme brechen,“

„Bis ich auf hartem Grunde gehn gelernt. Mit der Enttäuschung schwersten Bitternissen Erlaust! Ich mir der Weisheit goldenen Reiz: Nichts hoffen, heißt des Lebens tiefstes Wissen! Ich nichts erwarten, sind des Glüdes Herrn! Ich wollt' der Menschheit ganzes Leid vernichten: Nun, da die Welt mich höhrend von sich ließ, Stand ich in stiller Stadt, in engen Nächten, In hartem Arbeitsdrang mein Paradies. Im kleinen Kreise hab ich mich beschieden, Ich hab mein Amt und hab mein täglich Brod, Hab Weib und Kind und meines Ganzes Frieden.“

„Und auch zum Weib,“ sprach sie, „ein Kind der Noth!“

„Ja, statt des Sterns, den ich einst lieb gegahnet, Ein liebes Menichsdenk mit treuem Sinn! Das ward mein Geil, daß wir uns oft begegnetem In engen Flur, du kleine Nachbarn! Du hast mir, daß ich mich zurechtgefunden! Du stehst seit, mein Schenken ist geübt! — Nur nichts von Klüftung, nichts von Weisheitunden, Wo Traumm und Hoffnung schäumend überquill! Kein Weihnachtstänkelet wie in der Stübchen Zeiten! Ich werde recht, wenn ich den Lichtbaum seh!“

„Es thut mir weh um todtie Seligkeiten, Und doppelt um den Knaben dich mir's weh, Der Junge braucht so schwer nicht zu entlagen, Wenn ihm kein Hoffen leuchtend aufgebaht; Viel leichter wird er sich durchs Leben schlagen, Wenn er das Leben lang, und mühtern schaut!“

„Er schweigt. — Sie hört sein Herz im Busen pochen, In dem sie lächelnd ruht, die kleine See. Wie hat er sich schon wieder lieb geäußert! So sind die Männer, — gilt es — die Jee! Er hat ja recht! Sie sagt's mit tausend Küßen, „Und dennoch,“ spricht sie, „liebes Lebenslicht, Und dennoch wirst du diesmal weichen müssen! Mag weis schon —“

„Kind!“

„Still, Schöchl! Ich sag's ihm nicht! Er hört's es von dem großen Nachbarnjungen, Der ja nicht ahnt, daß wir in heiliger Nacht Dem Christkind nur ein ernstes Lied gelungen! Er frug Max, ob er sich schon ausgebaht, Was er dir schenkte, was er selbst für Gaben Sich diesmal wünscht, — tuz, Max erfuhr sein Theil; Er weint, er will kein Tannenbaumchen haben, Sein kleines Stüb vom großen Weihnachtstänkelet. So hofft ich denn, es sollt' mir diesmal glücken, — O, daß du kamst und mir die Freude raubst! — Ich wollt' auch heimlich einen Christbaum schmücken, Ich thu' es noch! — Sag, Schanz, daß du's erlaubst!“

„Regine?“

„Stich, nicht eine tolle Fische, D, — eine Tannenbaumstänkelet!“

„Bist du klug!“

„Wollst' Silbergold, — ich hab' mir die Weihnachtstänkelet ausgebaht!“

„Nun ist's genug!“

„Versteht du mich denn nicht?“

„Doch!“ sprach sie schlicht.

„Und dennoch, Weibster, wöchl' ich dich befehren, Du hast ja recht, und doch — recht hast du nicht! Wir wird der Glaube niemals schwanmend werden, Wie klug du redest grunderbortner Mann, Daß Webe lebt im Himmel und auf Erden, Die aber alles Noth beglücken kann!“

Doch über Glauben das ein Klüg'rer freiten,
 Still trägt ein jeder seinen in der Brust —
 Nur, liebster Schatz, möcht' ich dich vorbereiten,
 Nur, die die Feier — dennoch bilden müßt!
 Du mußt, Schatz, tief sie, frisch und ausgelassen,
 Auch du bekommst etwas, was dir gefällt,
 Etwas so Schönes, daß du's gar nicht lassen
 Kannst, — wünschst du dir nichts?"

"Nichts in der Welt!"
 „Bährhaftig nichts? — Ein weiches Pustelchen?"
 „Du spottest!"

"Noten!"
 „Gäh!"

"Ein gutes Buch?"
 „Nun denn — ein Glas? Ein weiches Reisetuch?"
 Ich finde schon etwas, daß du bezugnen,
 Besagert steht im Glanz des Weihnachtslichts!
 Ich überrasche dich mit einem dem Jungen!
 „Perz, überraschen kann mich wirklich nichts!
 Ich wünsche nichts!"

"Du sollst schon an mich denken,
 Du schlimmer Mann!"

"Verzückt ist mein Sinn,
 Kind — selbst der Himmel kann mir nichts mehr schenken!"
 „Nun freudest du!"

"Vergieb!"
 „Nein, Schatz, ich bin

erschrocken, daß du dich so weit verschubdest,
 Ich bin dir böse, wenn du nicht gleich bereust,
 Wenn du den lieben Weihnachtsbaum nicht dudest,
 Nicht über jede Kleinigkeit dich freust!"

Er bleibst dabei, er freut sich nicht. Im stillen
 Ist er entzückt, wie dringend sie ihn fleht,
 Wie sie erglüht und blüht um seinetwillen,
 Wie lieblich ihr der stolze Eifer steht.

Da, wie die beiden Augenpaare beigen,
 Zugt es verflochten durch der Thüre Spalt,
 Dann drängt sich leis auf kleinen Beinhäutigen
 Ins Zimmer eine ätzernde Gestalt.

„Kind, bist du toll?"
 „Mama!"

„Gleich gehst du, Bübchen!"
 (Wie heilig er der Mutter gleich, der Blick!)
 Das lichte Haar, dieselben Wangenröthchen,
 Dasselbe dunkelgelbe Augenlicht!

„Ich bin erwacht!" — Er hört kaum, was sie fragen,
 Erbebend sitzt er auf der Mutter Schoß.
 „Du," sagt er — „du — ich muß dir etwas sagen,
 Und starrt den Vater an, erkannt und groß.

„Du bist nicht gut!" — (Man sollte doch nicht denken,
 Wie wenig sich ein Zwerglein fürcht'ham ist!)

„Du tränkst die Mutter! Niemand darf sie küssen!
 Du freust dich gar nicht auf den heiligen Geist!
 Du Vater!" (Wie er glüht und sich vermandelt!)
 „Was du bekommst, ist schöner als die Welt!"

(Er denkt der Schachtel, die er eingehandelt)
 „Ich weiß, ich weiß gewiß, daß dir's gefällt!
 Es soll dir eine Freude widerfahren —
 — Begehrt dir nicht er, wie ein Engel spricht —
 „O, freu dich doch!" — Auf seinen wirren Haaren
 Weig weich geschmiegt des Mannes Angesicht.
 „Ich freue mich!"

„Wie küßt er seinen Jungen.
 Ein Schauer streift ihn, ahnungsvoll wie nie.
 Noch tagelang durch's tiefste Herz erklingen
 Ist ihm des Kleinen holde Propheete.

— — — — —

Drei Tage schwanden. — Heiergloden klingen,
 Die heilige Nacht sinkt nieder auf die Welt.
 Da blüht das Eisenroß die Dampfeschwingen;
 Die Pfeife schrillt. — Im kleinen Bahnhof hält
 Der Abendzug. Aus dem ersten Wagen
 Springt froh der junge Arzt. „Gottlob! Zu Haus!
 Das war ein Bangen seit zwei langen Tagen
 Nach Weib und Kind! Ein anderer halt' es aus!"
 In fernem Bergstadt galt's zu ordinieren.

„Da hört man," meint er, „wie die Sehnsucht brennt;
 Mir schlägt das Herz, als müß' ich mir's kurtiren,
 Als wär' ich selbst mein schwierigster Patient!
 Nun schnell zu euch!"

Er schreitet durch die Halle;
 Da starrt das Volk so seltsam auf den Mann,
 Er lacht, er ruht. — Was wollen sie nur alle?
 „Sie wissen, Doktor?" hebt ein Bürger an.
 „Was?" stottert er entsezt.

Da legt sich kräftig
 Ein Arm auf seine Schulter. „Fris, — vergieb —"
 „Gott, — Paul, — was giebt es denn?" versteht er heftig.
 „Fris, hör' nicht auf das Volk! Thu mir's zu lieb!"
 Und leis zieht ihn der andre durch's Gewimmel,
 Hinaus, wo über silberweißem Land
 Der tiefe, dunkelblaue Weihnachtsstimm
 Den wunderbaren Sternemantel spant.

„Fris," sagt der Stadtrath, „hör's auf meinem Munde,
 Wenn Gott uns liebt, zeigt er's auf seine Art!
 Bereite dich auf eine Schmerzensstunde!
 Vielleicht wird dir das Schlimmste noch erspart —"

„Das Schlimmste, Gott —" des Arztes Kniee beben,
 Und Eisestrost durchschüttelt seinen Leib.
 „Ihr Liebsten, Liebsten!" — „Hoffe noch, sie leben —"
 „Strant, sagst du? Todtstrant? Ist's mein Kind, mein
 Weib?"

Der andre schweigt in kummervollem Leide.
 „O, rebe! — Rebe! — Gib den Todestrost!
 Wer? — Wer?"

„Fris, fasse dich, es traf sie — beide!
 „Nein, — reize dich nicht los!
 Ich weiß, — bleib da, — ich weiß, — ich will dir sagen:
 Regine suchte nachts den Wurzelstein,
 Sie beide hüteten seit wenig Tagen —
 Da hat sie wohl ein falsches Glas ertast,
 Ein Gift wohl, einen Schlaftrank —"

„Ob Erbarmen!"
 „Die Magd fand heute morgens ausgefretet,
 Bleich, still, das Hühlein in der Mutter Armen!
 Gewiß hat sie der Art nun aufgewacht,
 Wir haben, — Freund, du warst nicht zu erreichen, —
 Von Dorz zu Dorz nach Hilfe ausgefandt,
 Da endlich kam — ein Wunder obgleich!
 Der Vatersohn, der junge Praktikant,
 Noch weiß ich nicht genau, wie's ihm gelungen —
 Das Volk trieb's ihm zu laut, — er schloß das Haus.
 D, hör nicht, hör nicht auf der Leute Zungen!
 Freund, — hoffe! — Höre auf mich! — Wie siehst du aus?"
 Er hält nicht stand. — Wie höhnende Medusen
 Entfleh'n der Dämm'ung Schatten um ihn her.
 „Du bist ihr Mörder!" donnert's ihm im Wüsten;
 Die Welt scheint ihm ein Abgrund, tief und leer.
 Er jagt, — er fliegt, — breit treibt der Stimpfe Kette
 Sich in den Weg, — o, mag das Eis auch thau'n!
 Hinüber, — mit dem Tode um die Wette!
 Schräg durch den Eismwall, — über Damm und Baum, —
 Raum denkt er klar. — Sein Herz nur schreit: Verloren!
 Kein Wunder giebt die Todten wieder frei!
 Durch meine Schuld — das Gift, — ich Thor der Thoren!
 Mein Heil, mein Erdenglück, vorbei, vorbei!
 So ward noch nie ein Menschengeist gepeinigt!
 Noch niemals ward ein Herz so tief und schwer
 Von Todesangst und Vorwurfsqual gepeinigt!

Nun blüht die Stadt empor, ein Lichtermeer!
 Goldbroth durchbricht's der Gäßlein Giebelfronten.
 Durch jedes Fenster lacht ein Weihnachtsstrahl!
 Sie nur, sie, die ihn kaum erwarten konnten,
 Sie nur — verschlafen ihren Lichterbaum!
 Fast bricht sein Herz, und schneller, schneller tragen
 Ihn seine Füße. — Da — sein Haus! — Ein Sorg
 Vielleicht! — — Sein Haus, das noch vor Tagen
 Ihn eine Welt, ihm einen Himmel barg,
 Gedrängt steht noch die Menge vor den Stufen.
 Er dringt hindurch — zum Himmel irt sein Blick,
 Wie nie ein Blick den Himmel angerr'n.
 An einem Faden hängt jetzt sein Gesicht!

Kein Licht im Fluß — von oben nur ein Glimmen.
 Sein ganzes Sein ist fiebernd angebannt.
 Da löh'n Schritte, ihn fremde Stimmen,
 „Er!" schallt's herab.

„Geschwind, — Herr Praktikant,
 Ein einziges Wort: wie siehst's?"

„Es könnte schlimmer
 Und trüber stehn! (Fast Kling's wie froher Spott.)
 Schnell hier heraus ins kleine Exzerzimmer!
 Ich that das meine, — und das andre Gott!"

Ein Handdruck. — Leis verweh'n des Jünglings Tritte,
 Die Thür geht auf — o heil'ges Morgenlicht!
 Bleich, blüthenweiß, aus roß'ger Dämm'ung Mitte,
 Begrüßt ihn — seines Weibes Angesicht.
 Mit welchem Arm hält sie das Kind umwunden,
 Und welcher Blide sind so fremd befeht,
 Als wären sie in diesen Schlummerstunden
 Zusammen durch des Himmels Glanz geschwebt.

„Ihr lebt! — Ihr atmet!" Seine Kniee wanken,
 Aus heiligem Blick quillt ihm der Freude Thau,
 Dann sinkt er mit verrinnenden Gebanken
 Wortlos zu Füßen der geliebten Frau.

[11]

Aus Nacht zum Licht.

Roman in zwei Bänden von Th. W. Habicht.

V.
 Kommerzienrath Hellmuth war, nachdem er seine Schwester
 hinaus komplementirt hatte, kaum in sein Privatcomtoir jurisch-
 gefehrt, so setzte er, auch schon die elektrische Klingel in Be-
 wegung.

„Der junge Herr Ernst!" herrschte er dem eintretenden
 Diener entgegen, in seiner Aufregung die Leutseligkeit ganz
 vergehend, die er sonst so gern seinen Untergebenen gegenüber
 zur Schau zu tragen pflegte.

Wenige Minuten später trat der Sohn ein.
 „Das ist eine schöne Geschichte!" rief er ihm in höchster
 Aufregung entgegen. „Natürlich kann von der Verlobung keine
 Rede mehr sein."

„Von welcher Verlobung?" fragte Ernst, welcher diesem
 festigen Ausdruck ganz samsungslos gegenüberstand und gar
 nicht wußte, wie er sich das Benehmen des Vaters deuten
 sollte.

„Von welcher anderen als von der deingigen, mit der du
 mich heute morgen überumpelt hast."

„Du schienst doch sehr erfreut darüber, lieber Vater."

„So, war ich das? Nicht, daß ich wußte; ich fand die
 ganze Sache übereilt, und der Erfolg giebt mir ja auch
 recht."

„Aber ich begreife nicht, lieber Vater!" rief Ernst, der wie
 aus den Wolken gefallen war. Der Kommerzienrath hatte,
 als er ihm morgens beim Frühstück die Ereignisse des gestrigen
 Abends erzählt, zwar mit dem Finger gebroht und gesagt,
 man sehe, was dabei herauskomme, wenn die Alten von solchen
 Festen ausgeschlossen würden; die jungen Leute erlaubten sich
 lauter Eigennützigkeiten, war aber dann jeder lebenswürdig
 auf die Sache eingegangen und hatte versprochen, noch im
 Laufe des Tages um Wendischer's zu gehen und in aller Form
 für den Sohn um Hermine anzubalten.

„Aß, du weihst noch nicht?" sagte der Kommerzienrath jetzt.
 „Was denn nur?"

„Wunder und Wendischer sind bankerott; Wunder ist flüchtig;
 Wendischer hat gestern während des festes Nachrichr bekommen
 und sich erschossen. Wo willst du hin?" unterbraach er sich,
 als sein Sohn mit einem lauten Aufschrei aus dem Zimmer
 stürzen wollte, und ergriß ihn beim Arme.

„Vergeiß, lieber Vater, ich stehe später zu Diensten, aber
 jetzt muß ich fort!" antwortete Ernst, der leichenblaß geworden
 war, „halte mich nicht auf."

„Wobin willst du?" wiederholte der Vater, indem er ihn
 noch fester hielt.

„Nach der Friedrich-Wilhelmstraße zu Wendischer's. O,
 warum wußte ich nicht eher davon, die unglücklichen Frauen
 müssen ja ganz zerstückt sein."

„Komm," haucht sie. „Siebster! Komm, du mußt dich fassen!
 Wie beide sind nicht eben stark! Weident!
 Gott thut viel mehr, als wir träumen lassen!
 Er sendet uns zu dir — als Chrißgeheut!
 Wir schließ'n tief schon in des Todes Schleiern,
 Wir waren fern; — er giebt uns die grüß!
 Du sollst dich freuen! — Du sollst Weihnacht feiern!
 Du sollst noch glauben an ein höchstes Glück!
 Weißt du von deinem Bild die dümle Binde!
 Das Wunder lebt mit aller Uebermacht!
 Es friert die Menschheit vor dem Gotteskinde,
 Und Engel fingen durch die heil'ge Nacht!
 O, müß dich nicht mehr, allzulug zu denken!
 Denn wie gewaltig unser Hoffen sei,
 Gewaltigeres kann der Himmel schenken!
 Nicht wahr, — nun feiern wir das Fest; — wir brei?"

Er lag noch lang in demuthvollem Schweigen.
 Doch hat er selbst, im Tiefsten übermamt,
 Dann an des Tannenbaums grünen Zweigen
 Die weiß und rothen Lichter angebramt.
 Er stand beraucht im frommen Kerzenschimmer,
 Ergriffen, überwältigt wie noch nie.
 Er war, — ach ja! er war gewiß für immer
 Geheil't von seiner Weihnachtstheorie!

„Was geht das dich an?" fragte der Kommerzienrath
 brutal.

Der Sohn sah ihn an, als ob er ihn nicht recht verstanden
 hätte. „Was es mich angeht?" wiederholte er; „selbst wenn
 Hermine nicht meine Braut wäre —"

„Sie ist nicht deine Braut; ich jagte dir bereits, daß von
 der Verlobung keine Rede mehr sein könne."

„Und warum nicht?"
 „Du fragst noch! Die Tochter eines Bankrotteurs sollte
 mein Sohn heiraten?"

„Aber sie hat mein Wort."
 „Zum Glück ist eure Verlobung noch nicht öffentlich bekannt
 gemacht, und die Sache läßt sich in aller Stille lösen," ver-
 setzte der Kommerzienrath, der jetzt jeder Aufregung Herr ge-
 worden war, in dem freundlich würdevollen Ton, in dem er
 sich besonders gefiel. „Es ist das noch ein anständiger Zug
 von Wendischer, daß er uns nicht hier in die Märdre hinein-
 zog, denn wie du mir erzählt hast, bestimmetest du ihn um
 Veröffentlichung."

„Ich bezweifle trotzdem, daß der Vorgang einem der An-
 wendenden ein Geheimniß geblieben ist."

„Gleichviel, wir sind nicht gebunden."
 „Ich werde dennoch daran festhalten," erklärte Ernst mit
 ruhiger Bestimmtheit.

„Du wirst doch kein Narr sein!" rief der Kommerzienrath
 noch immer mit einer gewissen Verbomnie.

„Selbst wenn ich nicht Hermine tief und innig liebte, wäre
 ich es meiner Ehre schuldig, daß ich jetzt erst recht mein ge-
 gebenes Wort einlöste."

„Wobhin, diese Albernheit wirst du nicht begeh'n!" rief
 der Kommerzienrath sich wieder ereifernd.

„Nenne es, wie du es willst," entgegnete Ernst, warm, aber
 ruhig sprechend, und ohne auch nur durch eine Miene die dem
 Vater gebührende Ehrerbietung zu verleken; „aber Hermine
 bleibt meine Braut und wird früher oder später meine Frau."

„Das wollen wir doch sehen; mit meinem Willen nie."
 „Dann ohne deinen Willen, so leid mir das auch thun
 sollte; du weihst, daß ich bereits majoram bin."

Kommerzienrath Hellmuth machte eine Bewegung, als wolle
 er mit der Faust dreinschlagen, befaß sich aber und sagte
 mit einem Acheln, als ob er zu einem Ugenwilligen Kunde
 spräche: „Ach, sei vernünftig, was willst du mit einer armen
 Frau anfangen?"

„Ich brauche ja nicht auf Geld zu sehen."
 „Doch, lieber Sohn," entgegnete der Vater höhnisch. „So-
 halb du auf deinen Kopf besticht, sind wir geschiedene Leute;
 ich halte es nicht, daß die Tochter eines Bankrotteurs und
 Selbstmörders über meine Schwelle tritt."

„Dann werde ich mir ein eigenes Hauswesen gründen."

